

Auf der Suche nach der verlorenen Ehre im Sindh

In Pakistan werden jährlich etwa 1 000 Morde unter dem Vorwand der Ehre begangen, 80 Prozent davon an Frauen

Christa Wichterich

Dadu ist eine Kleinstadt am Rand der Wüste Thar im Sindh, geschäftig, schmutzig und für die Menschen der Region eine Metropole. Dort sind Schulen, fahren Busse, beginnt eine gute Straße, Verbindung zum Rest der Welt.

Doch das Ende des Asphalts am Rand von Dadu ist nicht das Ende der Welt. Wo die Straße aufhört, fahren wir zielsicher querwüstein, ohne Piste. In der flimmernden Hitze ist keine Kontur erkennbar zwischen der Helligkeit der Wüste und der Helligkeit des Himmels. Weiler und große Grabmäler tauchen auf und verschwimmen wieder in gleißendem Licht. Die Dürre hat den Boden und das flache Gestrüpp gehärtet und alle Farben der Natur verschluckt.

Früher, als die Regenfälle noch regelmäßig waren, floss Wasser von der Bergkette, auf der die Provinzgrenze zu Baluchistan verläuft, in die Ebene und füllte die Flüsse. Kachho war eine fruchtbare Region, seine Bauern brachten es zu Wohlstand. Jetzt schrumpft die Anbaufläche jedes Jahr, obwohl die Bauern, die es sich leisten können, immer tiefere Brunnen bohren lassen. Die Haupteinnahmequelle ist die Herstellung von Seilen, die Frauen und Männer aus dem Gestrüpp, das im Wüstensand und an den kargen Berghängen gedeiht, zwirbeln und flechten.

Nach endloser schweißtreibender Schütteltour machen wir Halt bei einem Gehöft. Shazia legt ihren Schal über den Kopf und wirft mir einen auffordernden Blick zu. Schal über die Haare. Shazia hat bereits für mehrere Frauenorganisationen als Pro-

grammkoordinatorin im Sindh gearbeitet. Im Kachho kooperiert sie mit einer lokalen NGO, der *Village Shabadabad Welfare Organisation* (VSWO), die ein kleines Büro als Anlaufstelle in Dadu hat.

Im Hof erwartet uns die ganze Familie. Shazia stellt mir Farida als „die Glückliche“ vor. Sie hat sich einen Traum erfüllt: Sie geht zur Schule, in die zweite Klasse im Alter von 22. Nachdem im Kachho eine öffentliche Schule für Jungen nach der anderen schloss, weil die Lehrer nicht mehr auftauchten, hat die VSWO hier eigene kleine Schulen aufgemacht, für Kinder und Erwachsene, *fifty-fifty* Jungen und Mädchen, in getrennten Räumen. Es klappt vielleicht nicht jeden Tag, aber fast immer. Farida geht in dieselbe Klasse wie ihre sechsjährige Tochter.

In der letzten Erntesaison hat sie dem Großgrundbesitzer gesagt, sie wolle einen Lohn für die Arbeit auf seinen Feldern. Er hat ihr ein Viertel des Männerlohns ausgezahlt. In der nächsten Saison will sie die Hälfte des Männerlohns verlangen. Nafis, ihr Mann unterstützt sie dabei. „Nur wenn wir über das, was immer war, reden, können wir etwas ändern“, sagt er. Er hat sich nie vorstellen können, das seine Frau einmal Bildung erwerben würde. Was die beiden sich für ihre Kinder wünschen? Die Tochter soll in der Stadt zur Schule gehen und

sie soll nicht schon als Mädchen verheiratet werden. Der Sohn soll studieren, am besten Jura, damit er den Menschen im Kachho gegen die Jirga helfen kann. Die Jirga, das traditionelle Dorfgericht bestehend aus den alten Feudalherren, versucht eine eiserne Kontrolle über die Gesellschaft im Kachho auszuüben, mit dem alten Moralkodex des Stamms und drakonischen Strafen.

Nach einer weiteren Holperfahrt bewegen wir uns auf verstreute Gehöfte, eine Moschee und eine in der Helligkeit der Ebene markante Farbfläche zu. Die bunten Streifen sind ein Zeltdach, das eine Gruppe parlirender Männer aufbaut, die jüngeren tragen die in die Stirn gezogenen Sindh-Käppis.

Uns beiden Frauen wird ein Platz in gebühlichem Abstand von den Männern zugewiesen, justament neben dem Schatten des Zeltdachs. Schal über dem Kopf bitte ich darum, näher an die Männer in den Schatten rücken zu dürfen. Sie schauen kurz auf und ignorieren uns dann wieder.

Die „Fakire“ breiten ihre Bühne, ein großes Tuch in ebenfalls leuchtenden Farben, im Sand aus. Immer mehr Männer strömen herbei, in langen Salwar Kamize in Erd- und Wüstentönen. Nur auf dem Kopf trägt Mann Farbe, die Sonne tanzt in den Spiegelchen auf ihren bunten Kap-

pen. Sie beobachten neugierig, wie sich einige der Fakire auf der improvisierten Bühne niederlassen und langsam in einen Trommelrhythmus fallen. Die anderen Fakire nehmen den Rhythmus auf, bewegen sich im Kreis, raunen, bis ein Vorsänger einen Gesang anstimmt, den alle wiederholen.

Der Gesang wird durch drei gespielte Szenen unterbrochen. Szene 1: Männer bitten den Großgrundbesitzer um Arbeit auf dem Feld. Mit generöser Geste lässt er sie arbeiten, wenn sie denn ihre Frauen mitbringen. Bezahlt werden nur die Männer. Szene 2: Die Fakire ziehen sich Tücher über den Kopf und packen ein Kissen unter das weite Hemd und gehen mit Geburtswegen zum Krankenhaus. Es gibt keine Ärztin, die Frauen können nicht behandelt werden, sie müssen zu Hause gebären. Szene 3: Nach mehrjähriger Dürre gibt es kein Wasser mehr im Brunnen. Die Männer gehen zur Provinzverwaltung. Nein, für ihr Dorf könne kein Brunnen gebohrt, kein Kanal gebaut, keine Leitung gelegt werden.

Die Fakire sind eine bekannte Theatergruppe der Region. Sie dichten Texte der Sufi-Gesänge um, die im Sindh jedes Kind kennt. Wenn die Fakire durch die Einöde des Kachho ziehen, sind sie eine große Attraktion. Sie haben etwas zu erzählen, verbinden die Sufi-Mystik mit den Problemen der Bewohner. Mit Vorträgen über soziale Exklusion erreicht man die Leute nicht, sagen die Fakire, nur mit dem Medium, das sie kennen, dem Sufi-Gesang. Die Männer im Publikum hören gebannt zu, kommentieren die Szenen und die neuen Textversionen. Zwischendurch schauen sie auf ihre Hände, die unablässig in Bewegung sind. Sie besticken Kappen mit leuchtenden Fäden, Glitzerpalletten, Spiegelchen und Glasperlen. Kleine farbenprächtige Kunsthandwerke. Hier stickt der Mann selbst, flüstert Shazia. Die Kappen sind ihr Stolz und zeigen ihre Ehre.

Zwischen den Männern und den Fakiren entsteht immer wieder ein Schlagabtausch: Wann ist sozialer Ausschluss normal? Wann ist er gerecht? Was war immer so? Was kann man ändern? Wie urteilt die Jirga? Ausschluss von Wasser finden die Männer ungerecht, denn das Wasser gehört allen. Ausschluss der Frauen ist normal, weil es immer so war, sagen die einen, weil die Frauen dem Mann gehören, die anderen, weil sonst die Ehre der Familie in Gefahr gerät, wieder andere.

Die Region ist eine Hochburg der Praxis des Karo Kari, wörtlich: schwarzer Mann, schwarze Frau. Es geht um „schwarze Schafe“, die mit ihrem sexuellen Verhalten den Ehrenkodex der Familie verletzen. Das kann eine „unmoralische“ Affäre, ein Ehebruch oder aber die Liebschaft einer jungen Frau sein, die einen Mann ihrer eigenen Wahl heiraten will. Dafür gehört sie bestraft, von den Männern der Familie, denn diese gelten als die Hüter und Wächter der Ehre. Der Vorwurf des Ehebruchs eignet sich zudem sehr gut, um andere Rechnungen und Familienfehden zu begleichen. In Pakistan werden jährlich circa 1 000 Morde unter dem Vorwand der Ehre begangen, zu 80 Prozent an Frauen.

Auch in den Weilern, wo die Fakire auftreten, sorgen Männer nicht nur mit selbstbestickten funkelnden Kappen für ihre Ehre. Selten wird nach einem Ehrenmord Anzeige erstattet, denn der Mörder gilt als Opfer, als Entehrter. Eine gesellschaftliche Mauer des Schweigens schützt ihn. In vielen Fällen stellt die Jirga durch Kompensation das Gleichgewicht zwischen den Familienehren wieder her: Sie verpflichtet die Parteien zu Geld- oder Landzahlungen oder spricht der geschädigten Familie eine Tochter des anderen Clans zu. Nach alter tribaler Praxis werden Töchter wie ein Zahlungsmittel „weggegeben“, um Schulden zu begleichen oder die Gunst von jemand zu erwerben.

Kürzlich weigerte sich in einem der Kachho-Weiler ein „versprochenes“ Mädchen, als sie in die Pubertät kam, dem Jirga-Urteil Folge zu leisten, das über ihre Zukunft schon entschieden hatte, als sie noch ein Baby war. Daraufhin wurde sie zur Kari erklärt. Als Warnung schnitt ein Vetter ihr die Nasenspitze ab, ein Symbol dafür, dass eine Frau ihre Sexualität nicht der Familienkontrolle unterwerfen will und damit ihre Ehre schon verloren hat. Trotzdem hört man immer häufiger, dass junge Frauen oder Liebespaare sich einem Jirga-Urteil oder einer Familienentscheidung widersetzen.

Nach dem Auftritt der Fakire gehen wir mit der Gruppe zum Gemeindehaus, wo ein Mittagessen serviert werden soll. Shazia manövriert uns in die äußerste Ecke des Raums. Nach einigem Getuschel sagt sie: „Komm, wir sollen mit den Frauen essen, mit den Männern dürfen wir nicht.“ Die Männer würdigen uns keines Blicks.

Der Mann, der die Töpfe aus der Küche heranschafft, stapft im Sand voran. Wir folgen ihm durch den alltäglichen Backofen, das Licht brennt in den Augen, die Trockenheit in Nase und Mund. Shazia fragt ihn nach einem Klo. In der Moschee, antwortet er, die sei aber jetzt abgeschlossen. In der Küche des übernächsten Gehöfts geben die Frauen unserem Begleiter Berge an würzig duftendem Biryani und fettgebackenen Broten für die hungrigen Männer im Gemeindehaus. Wir sitzen auf einer Bank in der Küche und warten auf unser Essen. Nichts wird uns angeboten. Die Frauen schrubben Töpfe und Kochutensilien und gucken in die andere Richtung. Shazia fragt nach. Die Frauen lachen, sie lachen, weil es ihnen peinlich ist – sie haben alles Essbare zu den Männern geschickt. Selber haben sie auch noch nicht gegessen. „Aber meistens lassen die Männer was übrig.“ Und der Schlüssel für die Moschee? Nein, das Klo ist nur für Männer. Frauen

müssen sehen, wie sie morgens oder abends im Dunkeln hinter dem Gehöft...

Die Frauen sind die Ehefrauen und Töchter der drei Clan-Brüder. Die alte Mutter sitzt im Innenhof und brüllt Kommandos in die Küche. Und dann ist da noch Afsheen, die kaum aufschaut. Sie wurde vor zwanzig Jahren mit dem Koran verheiratet. Will eine Familie ihrer Tochter kein Stück Land mit in die Ehe geben, dann verheiratet sie das Mädchen mit dem Koran und kaserniert es ein Leben lang im Gehöft. Damit besteht keine Gefahr für die Ehre.

Was denn die Fakire heute gespielt haben, wollen die Frauen wissen. Ihrer Einschätzung nach schaukeln sich

derzeit Widerstand gegen den Ehrenkodex und Gewalt in Namen der Ehre gegenseitig hoch. Junge Frauen wagen es, nach Dadu zu fahren, bitten eine der sozialen Organisationen um Hilfe oder erzählen ihre Geschichte einer Zeitung. Einige Liebespaare, die von ihren Familien bedroht werden, sind durchgebrannt und haben sogar Anzeige gegen ihre Verwandten erstattet. Das wiederum provoziert neue Rache und Repression durch die Jirga.

Drei Männer bringen Berge von Töpfen und Schüsseln zurück – ohne nennenswerte Reste – und fordern uns auf, zum Gemeindehaus zurückzugehen. Unser Begleiter fragt, ohne mich anzuschauen: „Madam, ist ihr Land grün?“ Sehr grün, antworte ich, bevor wir losfahren. Querwüstein.

Zur Autorin

Christa Wichterich ist Soziologin. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Globalisierung und Geschlechter, Frauenbewegungen und internationale Frauenpolitik. Sie hat als Beraterin wiederholt Pakistan und die Region Südasien bereist und zahlreiche Studien und wissenschaftliche Expertisen zu Gender-Fragen erstellt.

Mit Beethoven in Karachi

Ein musikalischer Brückenschlag

Matthias Paukert

Die reiche Hafenstadt am Arabischen Meer ist das wirtschaftliche Aushängeschild Pakistans: Hier erwirtschaften über 12 Millionen Menschen gut ein Viertel des pakistanischen BIP, die dynamische Informations- und Kommunikationsbranche lockt viele Kunden aus Europa, Nahost und Nordamerika an. Aber Karachi ist für viele Pakistaner auch das, was Berlin für viele Deutsche ist: eine Art kulturelle Hauptstadt, die im Rhythmus der vielfältigen Einflüsse schwingt: Hier treffen Sindh und Punjab, Okzident und Orient, Klassik und Moderne aufeinander. Hier finden Tradition und Innovation eine gemeinsame Bühne.

Usman Anees verkörpert diese scheinbaren Gegensätze wie nur wenige seiner Landsleute in der größten Stadt Pakistans. Aber die Leichtigkeit, mit der die sensiblen Hände des jungen Künstlers über den Konzertflügel schweben, lässt nicht errahnen, wie ungewöhnlich seine Darbietung selbst in dieser kosmopolitischen Megacity anmutet. Die Namen seiner Vorbilder heißen

Beethoven, Chopin, Schumann, Liszt, Schubert und Brahms, und Usman gesteht, dass ihn eigentlich fast alle Komponisten der Klassik, der Romantik und der Moderne faszinieren. Wenn er zurückdenkt an die Zeit, als ihn pakistanische Popmusik ebenso begeisterte wie Millionen anderer Teenager, erscheint es ihm fast unmöglich, die europäischen Klassiker entdeckt zu haben. Heute ist er

es, den die Pakistaner entdecken – und mit ihm seine Musik. Seit zehn Jahren spielt er vor heimischen Zuhörern, mal solo, mal zusammen mit seinem Bruder und immer in Begleitung des ebenso musikbegeisterten Vaters.

Jetzt hat sich der mutige 22-Jährige die Gunst eines besonders verwöhnten Publikums erworben: In